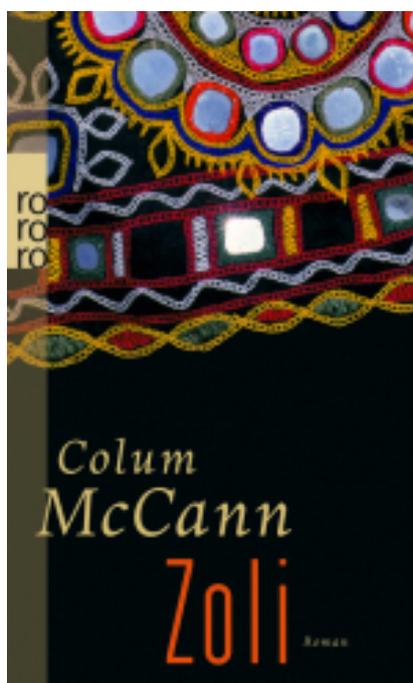


Leseprobe aus:

Colum McCann

Zoli



Er fährt an dem schmalen Flussbett entlang, und nach und nach enthüllt sich die vermüllte Landschaft: umgekippte Eimer an der Biegung des Flusses, ein kaputter, unkrautüberwucherter Kinderwagen, ein Benzinfass, das eine trockene Zunge aus Rost herausstreckt, der Kadaver eines Kühlschranks in den Brombeersträuchern.

Ein Hund, ganz Narben und Knochen, erscheint witternd vor dem Wagen und holt innerhalb weniger Augenblicke Kinder herbei, die sich an die Wagenfenster drücken. Er versucht es mit Lässigkeit und versenkt die Türverriegelung mit dem Ellbogen. Ein Junge ist so behände, dass er beinahe lautlos auf die Kühlerhaube springt – er packt die Scheibenwischer und streckt sich lang aus. Jubelschreie ertönen, als zwei andere sich an der hinteren Stoßstange festklammern und, auf bloßen Füßen schlitternd, ziehen lassen. Junge Mädchen in tief auf der Hüfte sitzenden Jeans traben neben dem Wagen her. Eines von ihnen deutet mit dem Finger und lacht, hält aber plötzlich inne und steht still und stumm. Der Junge gleitet von der Kühlerhaube, die beiden anderen lassen die Stoßstange los, und mit einem Mal ist vor ihm der Fluss, schnell dahinströmend, wirbelnd, braun und unerwartet. Er reißt das Lenkrad herum. Brombeerzweige kratzen über die Fenster. Unter den Rädern zischt das hohe Gras. Der Wagen schwingt zurück auf den Feldweg, und die Kinder rennen wieder schreiend nebenher.

Auf den Flussteinen am gegenüberliegenden Ufer wa-

schen zwei alte Frauen Bettlaken. Sie erheben sich, schütteln mit einem halben Lächeln die Köpfe, knien wieder nieder und beugen sich über ihre Arbeit.

Er fährt durch eine weitere enge Kurve, vorbei an den Überresten einer Salatkiste, und steuert auf einen Riegel aus Bäumen zu, und da, jenseits eines lachhaft kleinen, wackligen Stegs, ist die graue Zigeunersiedlung, abgeschnitten auf einer Insel im Fluss, als hätte das Wasser sich irgendwann entschlossen, an diesen Menschen auf beiden Seiten vorbeizufließen. Bretterbuden. Fensterlose Hütten. Im Zickzack verlegte Rohre und nicht zusammenpassende Hölzer. Über den Schornsteinen dünne Rauchgirlanden. Jedes Dach von einer Satellitenschüssel verunstaltet und mit Wellblechstücken geflickt. In der Ferne flattert eine blaue Jacke in den Zweigen eines Baumes.

Er lenkt den Wagen ins hohe Gras, hält an, zieht die Handbremse, tut so, als würde er im Handschuhfach etwas suchen. Er greift tief hinein, obwohl nichts darin ist, gar nichts – es ist nur ein kleiner Aufschub. Die Kinder drängen sich an den Fenstern. Er öffnet die Tür, und alles, was er von der Siedlung jenseits des Wassers hört, sind Dutzende von Radios, die gleichzeitig plärren: slowakische, amerikanische, tschechische Lieder.

Sofort zupfen die Kinder an seinen Ärmeln, streichen über seine Rippen, tasten die Jackentaschen ab. Es ist, als hätte er mit einem Mal ein Dutzend Hände. «Weg!», ruft er und verscheucht sie. Ein Junge hüpfte auf der vorderen Stoßstange herum, sodass der Wagen im Rhythmus nickt. «Okay», ruft er, «das reicht!» Die älteren Teenager in ihren dunklen Lederjacken zucken die Schultern. Die Mädchen mit den aufgeknöpften Blusen weichen kichernd zurück. Wie makellos ihre Zähne. Wie geschwind der Sil-

berglanz ihrer Augen. In einem ärmellosen T-Shirt tritt der größte der Jungen vor. «Robo», sagt er und reckt die Brust. Sie schütteln sich die Hand, und er nimmt Robo beiseite, bringt sein Gesicht dicht an sein Ohr und sagt etwas. Er versucht, die diversen Ausdünstungen des Jungen auszublenden – nasse Wolle und beißender Rauch –, und es dauert nur Sekunden, bis sie eine Vereinbarung getroffen haben: fünfzig Kronen, wenn er ihn zu den Ältesten bringt und den Wagen bewacht.

Robo ruft den anderen ein kurzes Kommando zu und verpasst einem Jungen, der auf Zehenspitzen auf der hinteren Stoßstange steht, einen Schlag mit dem Handrücken. Sie gehen zum Steg. Vom Fluss her kommen noch mehr Kinder, manche nackt, manche in Windeln, ein Mädchen trägt ein zerrissenes, rosarotes Kleid und Gummisandalen. Anscheinend ist es immer dasselbe Mädchen, es kommt von überall her, jedes Mal mit anderen Schuhen, wunderschön, mit kohlschwarzen Augen und ungekämmtem Haar.

Er sieht die Kinder wie eine seltsame Kette von Reihern den Steg überqueren: Ein Fuß steht sicher auf einer Bohle, der andere tastet sich leicht und mit gestreckten Zehen vor. Das Blech vibriert unter ihrem Gewicht. Auf einem Stück Sperrholz kommt er ins Taumeln, schwankt, sucht nach Halt und findet keinen. Die Kinder verstecken den Mund hinter den Händen und kichern – er ist, denkt er, jeder Idiot, der jemals hier hinübergegangen ist. Er spürt das Gewicht der Dinge, die er mitgenommen hat: zwei Flaschen, Notizblock und Stift, die Instamatic-Kamera und das kleine Diktiergerät, alles tief in seinen Taschen verstaut. Er hält die Jackenschöße fest, springt über die letzte Lücke und landet im weichen Uferschlamm, nur zwanzig

Meter von den Hütten entfernt. Aufblickend holt er tief Luft, doch es ist, als wären in ihm tausend Saiten zugleich angeschlagen worden, in seiner Brust pocht es; er hätte nicht allein hierherkommen sollen: ein slowakischer Journalist, vierundvierzig Jahre alt, wohlgerundet, verheiratet, Vater, im Begriff, ein Zigeunerlager zu betreten. Sein nächster Schritt landet in einer Pfütze, und er denkt, wie dumm es war, weiche Lederschuhe anzuziehen, die nicht mal für einen schnellen Rückzug taugen.

Am Rand des Lagers bemerkt er die düster starrenden Männer, die an hölzernen Türpfosten lehnen. Frauen stehen mit über dem Bauch gefalteten Händen da. Er versucht, ihre Blicke aufzufangen, doch sie sehen einfach durch ihn hindurch in die Ferne. Seltsam, denkt er, dass sie ihn nicht fragen, was er hier will. Vielleicht halten sie ihn für einen Polizisten, einen Sozialarbeiter, einen Bewährungshelfer, irgendeinen Büttel in offizieller Mission.

Während er Robo über die ausgetretenen Pfade folgt, fühlt er sich für einen Augenblick mächtig.

Türen, die als Tische dienen. Vorhänge aus Sackleinen. Leere Čučuflaschen, als Windspiele in die Bäume gehängt. Zu seinen Füßen Holzstücke und leere Haferflockenschachteln, Dauerlutscherstäbchen und Glassplitter, die in den weichen Boden getretenen Knochen irgendeines Tiers. Kleinkinder, die in an der Decke befestigten Hängematten schlafen, von Fliegen umschwirrt. Er greift nach der Kamera, wird aber vom Pulk der Kinder weitergeschoben. Offene Türen werden rasch verschlossen. Nackte Glühbirnen verlöschen. Er sieht Teppiche an den Wänden, Bilder von Jesus, von Lenin, von Maria Magdalena und Judas Thaddäus hoch über leeren Regalen, beleuchtet von kleinen roten Kerzen. Von überall her ertönt Musik – keine

Akkordeons, keine Mundharmonikas, keine Geigen, sondern Fernseher und Radios in voller Lautstärke und aus jeder Hütte, die über ein solches Gerät verfügt: ein unaufhörliches Dröhnen.

Robo beugt sich zu ihm und ruft: «Hier entlang, Onkel, komm mit», und ihm wird bewusst, wie fremd ihm dieser Junge ist, wie dunkelhäutig und distanziert.

Um eine scharfe Ecke geht es zu der größten Hütte. Neu und schimmernd hockt eine Satellitenschüssel auf dem Dach. Er klopft an die Sperrholztür. Mit jedem Klopfen schwingt sie ein Stück weiter auf. Drinnen sitzt ein Kontingent von acht, neun, vielleicht zehn Männern. Sie heben die Köpfe wie eine Versammlung von Raben. Ein paar von ihnen nicken, doch sie spielen weiter, und er kennt das Spiel. Es heißt Nonchalance, er hat es selbst schon gespielt, anderswo, in Plattenbauten in Bratislava, in den Ghettos von Prešov, in den Slums von Letanovce.

In der hinteren Ecke des Raums bemerkt er zwei Frauen, die ihn mit großen Augen mustern. Er spürt eine Hand im Rücken, die ihn schiebt. «Ich warte hier auf dich, Mister», sagt Robo, und dann quietscht hinter ihm die Tür.

Er sieht sich um: der saubere Boden, die Ordnung in den Regalen, dass Weiß des Hemdes, das an einem Nagel von der Decke hängt.

«Schönes Haus», sagt er und merkt sogleich, wie idiotisch das klingt. Er errötet und richtet sich auf. In der Ecke sitzt ein breitschultriger Mann, hart, mit kantigem Kinn, das graue Haar zerzaust nach einer unruhigen Nacht. Er geht zu ihm und sagt ganz leise, dass er Journalist ist und an einer Geschichte schreibt und dass er gern mit einigen der Ältesten sprechen möchte.

«Wir sind die Ältesten», sagt der Mann.

«Gut», sagt er und klopft seine Jacke ab. Er kramt in der Tasche und zieht eine Packung Marlboro hervor. Dumm von ihm, dass er sie nicht schon vorher geöffnet hat. Die anderen beobachten ihn stumm. Seine Hände zittern. Ein Schweißstropfen rinnt ihm über die Stirn. Er entfernt den roten Streifen, hebt die Zellophanhaube ab und schiebt drei Zigaretten heraus, die wie Spanner aus der Schachtel lugen.

«Ich will nur reden», sagt er.

Das Mann nimmt eine Zigarette, wartet auf Feuer, bläst dann den Rauch zur Seite.

«Über was?»

«Über vergangene Zeiten.»

«Gestern ist vergangen», sagt der Mann und lacht. Das Lachen breitet sich im Raum aus, zögerlich zunächst, bis schließlich die Frauen einfallen, sodass es lauter wird und die Spannung sich löst. Plötzlich klopft man ihm auf die Schultern. Sein Grinsen wird breiter, und die Männer sprechen mit einem Akzent, der in einer tiefen Tonlage beginnt und in einer hohen endet – melodisch, schnell, wie Glockenklang. Einige Wörter scheinen Romani zu sein, und wenn er recht verstanden hat, heißt der Mann Boschor. Er beugt sich vor und wirft die Zigaretenschachtel an Boschor vorbei auf den Tisch. Die Männer bedienen sich beiläufig, die Frauen treten hinzu, eine von ihnen ist mit einem Mal jung und schön. Sie beugt sich hinunter, lässt sich Feuer geben, und er wendet den Blick von den schwingenden Brüsten unter dem Kleid. Boschor zeigt auf die Karten und sagt: «Wir spielen nur um ein bisschen Essen. Und Trinken.» Er zieht an der Zigarette. «Aber eigentlich trinken wir gar nicht so viel.»

Er hört das Stichwort, knöpft das Hemd auf, entblößt

seine schlaffe Brust und zieht die erste Flasche wie eine Trophäe hervor. Boschor nimmt sie, wendet sie hin und her, nickt anerkennend und lässt eine Salve auf Romani los. Das Gelächter flackert wieder auf.

Er sieht die junge Frau in ein Regal greifen. Sie nimmt eine Mahagonischatulle mit silbernen Beschlägen und klappt sie weit auf. Ein Kaffeeservice aus Porzellan. Sie stellt die Tassen auf den Tisch und öffnet den Schraubverschluss der Flasche. Er bemerkt, dass er die einzige unversehrte Tasse bekommt.

Boschor lehnt sich zurück und sagt freundlich: «Gesundheit.»

Sie stoßen an, und Boschor beugt sich vor und flüstert: «Und um Geld, mein Freund, wir spielen auch um Geld.»

Er zuckt nicht mit der Wimper und legt die zweihundert Kronen auf den Tisch. Boschor nimmt die Scheine, steckt sie in die Tasche, lächelt und bläst den Rauch an die Decke.

«Danke, mein Freund.»

Die Karten werden beiseite gelegt, und man widmet sich ganz dem Trinken. Er bemerkt erstaunt, wie dicht Boschor neben ihm sitzt – ihre Knie berühren sich, die dunkle Hand des anderen liegt auf seinem Jackenärmel –, und fragt sich, wie er sich in ihren Geheimnissen zurechtfinden soll. Selbst ihr Slowakisch ist schwer zu verstehen, sie sprechen einen ländlichen Dialekt, aber bald schon steht die zweite Flasche auf dem Tisch. Er stellt sie mit einer raschen, aber ruhigen Bewegung hin, wie um den Eindruck zu erwecken, als hätte sie schon die ganze Zeit dort gestanden. Sie trinken weiter und erzählen ihm Geschichten von verschlagenen Bürgermeistern und hinterhältigen Bürokraten, von Beihilfen und Arbeitslosengeld, davon, dass

Kolja letzte Woche mit einer Spitzhacke niedergeschlagen worden ist und dass sie in keine Kneipe gehen dürfen – »Wir müssen zu jeder Scheißkneipe fünfzig Meter Abstand halten« –, all die Dinge, die ein Journalist, wie sie wissen, hören will. Selbst die Zigeuner verwenden Schlagwörter, denkt er, als sollte ihn das erstaunen. Sie kennen sie alle – Rassismus, Integration, Schulbildung, Minderheitenrechte, Diskriminierung –, und eigentlich ist das alles Blödsinn, aber immerhin ist etwas in Gang gekommen, und je mehr sich die Flaschen leeren, desto gesprächiger werden die Männer: Ihre Stimmen sind lauter, sie reden durcheinander und erzählen ihm eine Geschichte von einem Motorrad, das die Polizei beschlagnahmt hat.

«Alles, was gestohlen wird, haben wir gestohlen», sagt Boschor und beugt sich vor; seine Augen sind etwas blutunterlaufen, das Weiße hat einen Stich ins Gelbliche. «Immer sollen wir es gewesen sein. Aber dafür sind wir zu stolz.»

Er nickt Boschor zu, rutscht auf dem Stuhl hin und her und sucht eine stille Nische. Er reicht noch mehr Zigaretten herum und löscht das Streichholz mit einem Fingerschnippen.

«Dann sind jetzt Motorräder die Pferde der Roma?», fragt er.

Für einen Augenblick findet er es eine gute Frage, bis Boschor sie wiederholt, nicht einmal, sondern zweimal. Das jüngste Mädchen kichert, die Männer klatschen sich lachend auf die Schenkel.

«Scheiße, mein Freund», sagt Boschor, «wir haben ja nicht mal mehr Zaumzeug.»

Wieder Gelächter, doch er hakt nach und sagt, dass Pferde doch sicher zu den alten Roma-Angelegenheiten

gehören. «Du weißt schon», sagt er, «Stolz, Tradition, das Erbe der Väter und so.»

Boschors Stuhl rückt quietschend über den Boden. Er beugt sich vor. «Ich hab dir doch gesagt, mein Freund, dass wir keine Pferde haben.»

«Weil sich alles geändert hat?»

«Unter den Kommunisten war es besser», sagt Boschor und schnippt die Zigarettenasche in Richtung Tür. «Das waren Zeiten.»

Das lässt sein Herz höher schlagen, er ist für einen Augenblick wie berauscht davon, und indem er sich – ein alter Reportertrick – ein kleines bisschen vorbeugt, entlockt er Boschor noch mehr.

«Ja, damals unter den Kommunisten hatten wir Jobs, wir hatten Häuser, wir hatten zu essen. Die haben uns nicht herumgeschubst, mein Freund – und wenn das eine Lüge ist, soll mein schwarzes Herz stillstehen.»

«Tatsächlich?»

Boschor nickt, holt eine abgewetzte Brieftasche hervor und zieht ein Foto heraus: eine Kumpanija, die Männer elegant, die Frauen in langen Röcken. Sie sind auf einer Landstraße unterwegs, und über dem Dach des Wohnwagens flattert eine rote Fahne mit Hammer und Sichel.

«Das ist mein Onkel Jozef.»

Er nimmt das Foto, betrachtet es eingehend und wünscht zu Jesus in den Wolken, er hätte das Diktiergerät eingeschaltet, denn jetzt geht es los. Aber wie soll er in die Tasche greifen, ohne Aufmerksamkeit auf den Apparat zu lenken? Scheint das rote Lämpchen durch den Stoff? Wann soll er anfangen, seine wirklichen Fragen zu stellen? Er will sagen, dass er wegen Zoli gekommen ist, ihr kennt doch Zoli, sie ist hier in der Nähe geboren, eine Zigeu-

nerin, eine Dichterin, Sängerin, auch Kommunistin, Parteimitglied, sie hat mal eine Tournee mit Harfenspielern gemacht, sie wurde ausgestoßen, kennt ihr ihren Namen, habt ihr ihre Musik gehört, *Wir singen, um das tote Gras wieder süß zu machen*, habt ihr sie je gesehen, spricht man noch von ihr, *Aus dem Gesprungenen und Zerbrochenen mache ich, was gebraucht wird*, wurde sie verurteilt, hat man ihr vergeben, hat sie irgendein Zeichen hinterlassen, *Ich werde nie, niemals, den gekrümmten Finger gerade nennen*, haben eure Väter euch Geschichten von ihr erzählt, haben eure Mütter ihre Lieder gesungen, durfte sie je zurückkehren?

Doch als er ihren Namen nennt – er beugt sich vor und sagt: «Habt ihr je von einer Zoli Novotna gehört?» –, steht alles still, die Tassen bleiben auf dem Tisch, die Zigaretten verharren auf Mundhöhe, und ein Schweigen senkt sich herab.

Boschor sieht zur Tür und sagt: «Den Namen kenne ich nicht, verstanden, Specknacken? Und selbst wenn, würde ich mit dir nicht darüber reden.»